

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 42 (1955)
Heft: 4: Appenzell ; Jahresberichte KLVS

Artikel: "Bi ös im Appezöllerlendli"
Autor: John, Vinzenz / Dörig, Josef
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-528852>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gebe uns Gott hierzu seine helfende Gnade! Er schenke aber auch der Tagung selbst seinen reichen Segen, auf daß alles wachse zum Wohl für Volk und Heimat.

*In diesem Sinne heißen wir Sie, liebe »Gärtner im Garten Gottes«, recht herzlich willkommen. Wir wünschen Ihnen allen recht frohe
und gesegnete Stunden in Appenzell!*

V. John

»BI ÖS IM APPEZÖLLERLENDLI«

Von Vinzenz John und Josef Dörig

Das Ländchen

Als Nichtappenzeller darf ich wohl sagen, daß das Ländchen am Fuße des Alpsteins ein Juwel ist, das seinesgleichen sucht. Der Alpstein mit seinen Matten und Häusern, Hügeln und Wäldern und Alpen und Firnen

monstrationsobjekt, das die erdgestaltenden Kräfte überzeugender zum Ausdruck bringt als irgendein anderer Fleck des weiten Erdenrundes. Jawohl: das Appenzellerland ist eine Welt für sich. Alle Wunder der Schöpfung, die anderswo meilenweit aus-

*Der idyllische
Seealpsee*



Photo Manser

ist für jeden besinnlichen Wanderer des Unterlandes ein Symbol der erhabenen Schönheit unserer Heimat. »Gott schuf sie, und dann zerbrach er die Gußform«; dieses schöne und fromme Wort eines begeisterten Freundes unserer Alpen gilt in besonderem Maße für die Berge des Säntisgebietes. Wie verheißungsvoll klingt es, wenn Albert Heim das Säntisgebirge und damit das Ländchen zu seinen Füßen als eines der schönsten der Erde bezeichnet, als ein De-

einanderliegen, sind hier auf engem Raum vereinigt: großalpine Schönheit und mittelländliche Idylle. Jahrtausende haben an seiner heutigen Gestalt gearbeitet. Die Sitter mit den drei Quellbächen gliederte es. Durchwandert man es von Norden nach Süden, so gelangt man durch dichte Wälder und sattgrüne Matten über prächtige Alpen mit den himmelstürmenden Firnen und den Seen als Perlen im Schoß bis hinauf zur Felsregion, wo die zäheste Wettertanne und

die furchtsam sich an den Boden schmiegende Legföhre keinen Halt mehr finden, um ihre Wurzeln in noch so karges Erdreich zu senken. Daß dieses Ländchen Wander- und Reiseziel verschiedenster in- und ausländischer Gesellschaften und Schulen ist, sei nur nebenbei bemerkt. Die reizvollen Höhen des Hohen Kastens und Kamors mit der schönsten Gratwanderung südwärts und der grandiosen Rundschau nach allen Himmelsgegenden, der Siegel mit seiner einzigartigen Flora, der Ebenalpstock mit der weltbekannten prähistorischen Siedlung des *Wildkirchli* im Gefels, das Tiefblau des Seealpsees, der träumende Fählensee und der Säntis als König seines Gefolges bieten dem beschaulichen Wanderer der Reize in nicht zu überbietender Fülle.

-o-

Die Siedelungen

Die Geschichte der Besiedelung unseres Landes ist nicht eingehend erforscht und versickert im Dunkel des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung. Freilich steht an ihrem ersten Anfang die berühmte und unzweifelhafte Tatsache des Wildkirchli-Menschen, jenes Ur-Europäers, der vor Jahrtausenden als Jägernomade sein Leben den Natur- und Tiergewalten abgetrotzt hat. Nach ihm kommt die letzte, große Vergletscherung und damit eine unmeßbare, menschenleere Pause. Von der Bronzezeit, das heißt aus jener Epoche, die vor etwa 3000 Jahren zu Ende ging, berichtet ein bescheidenes, aber klares Zeichen, jenes Beil aus Erz, das im Jahre 1937 bei Drainagearbeiten in den »Forren« bei Appenzell gefunden wurde. Ob diese Axt nur von durchziehenden Jägern stammt oder ob sie als ein Zeichen von Siedelungen in jener Zeit gelten darf, ist eine Frage, die offen bleiben muß, bis neue und ergiebigere Funde auftauchen. Sicher ist, daß damals schon die sanktgallische Nachbarschaft in der Niederung besiedelt war. In diesen Nachbargebieten hat dann später die Römerherr-

schaft viele Spuren hinterlassen. Hierorts aber sind keine Zeugen aus jener Zeit zu finden. Mit dem Dasein des Klosters St. Gallen fangen die Urkunden und Chroniken an, auch über das hiesige Land zu sprechen. Und sie erzählen vom großen »Arboner-Forst«, der sich vom Bodensee bis an die Nordflanken des Alpsteins erstreckte, unterbrochen durch weite Moore und Sümpfe. Von etwa 800 n. Chr. an werden in wachsender Zahl Siedelungen erwähnt, die sich über das ganze Gebiet des Urwaldes bis an die Berge hinauf verteilen.

Jedem Wanderer hierzulande fällt es auf, daß das Appenzellerland typische *Streusiedelungen* aufweist. Der Appenzeller Bauer ist, im Gegensatz zu den Bauern in andern Gebieten der Schweiz, ein Föderalist, der als Einzelgänger mit der größten Ellbogenfreiheit sich als König im Reiche seiner »Heemet« fühlt. Es wäre verlockend und ergiebig, aus dieser Tatsache Schlüsse auf den Charakter des Appenzellers zu ziehen. Ohne Zweifel folgert aus dieser Haltung eine zähe Freiheitsliebe und ein starker Unabhängigkeitswille. Frei und frank, inmitten seiner eigenen Wiesen und Matten, kann einer sein Haus hinstellen, wie es seinem Behagen und seinem Naturverstand entspricht. Er ist und bleibt sein eigener Herr und Meister, einer, der auf der Sonnenseite des Lebens stehen will, Sonne im Herzen hat und dem harten Leben mehr die Schönheiten mit Humor und Heiterkeit abringt, der aber auch den hilfsbedürftigen Mitmenschen nicht seinem Schicksal überläßt.

-o-

Des Volkes Fleiß

Klein ist der Raum und karg der Boden, dem das Völklein »das tägliche Brot« abringt. Und doch hat es sich ein Plätzchen an der Sonne errungen, denn Segen ist der Preis der Mühe. Bei den in der Mehrzahl bescheidenen Existenzverhältnissen der Bauernsame ist es auffallend, wie stark vor allem der Sinn für *eigenständige Kulturpflege*

entwickelt ist. Der reichhaltige Bestand an kunsthandwerklichen Erzeugnissen ist gültiger Beweis für diese Feststellung. Wir denken dabei speziell an bemalte Möbel und geschnitzte Gebrauchsgegenstände, ferner

verwurzelten Anhänglichkeit an althergebrachte Sitten und Gebräuche.

Es gab eine Zeit, da es bei uns guter Brauch war, daß die Eltern einer Braut einen buntbemalten Hausrat in ihren Ehe-



Geschnitzter Milcheimer

an die schmucken Kleidungsstücke der Tracht samt deren aus verziertem Metall und Leder angefertigtem Zubehör. Ersteller waren und sind einheimische Kunsthandwerker im Haupt- und Nebenberuf, die ihr

stand mitgaben. Durch Malereien geschmückt waren vor allem die Möbel der Schlafkammern, die Kästen und Truhen, die doppelschläfigen Himmelbettstatten, aber auch Einzelbetten und Wiegen, ferner

Bemalte Teller

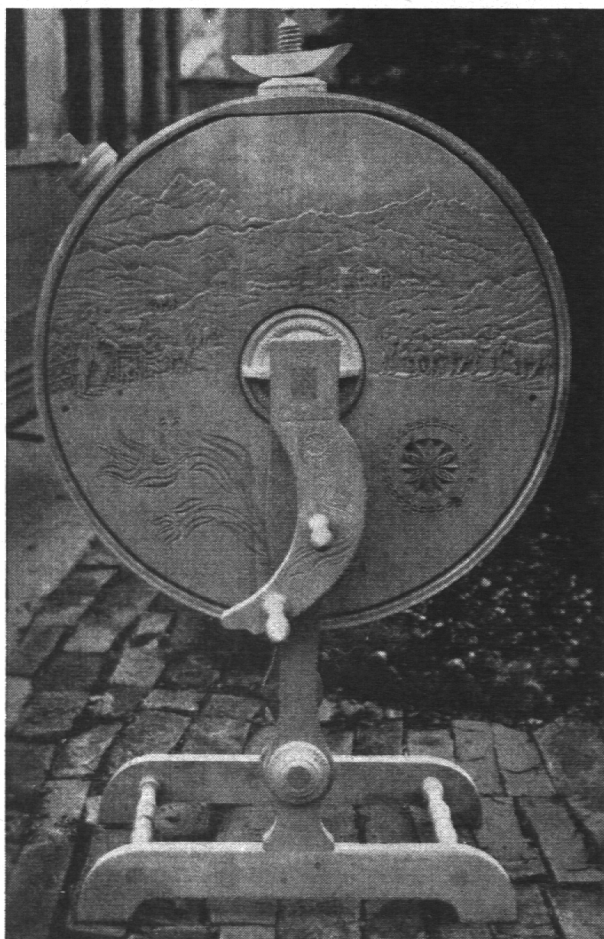


Können im Lande selbst erworben und es häufig auch von ihren Vorfahren direkt übernommen haben. Die schöpferische Kraft hierzu entsprang der innigen Beziehung zur heimatlichen Scholle und der tief-

kleinere Möbelstücke, wie Kästen und Schachteln, Uhren und Kalenderrahmen. Veranlassung zur Bemalung der Möbel mag einst die Tatsache gegeben haben, daß an eigenem Material wenig anderes als Tannen-

holz zur Verfügung stand. Es wurde also gewissermaßen aus der Not eine Tugend gemacht; doch ist anzunehmen, die Farbenfreude der Appenzeller, die sich in der bunten Bemalung der Häuser äußert, habe ebenso sehr dazu beigetragen, daß die Möbeldmalerei einen starken Aufschwung genommen hat.

Die bedeutendste Weiterentwicklung erfuhr die Möbeldmalerei in den Tafelbildern der Bauernmaler. Diese aus dem Volke hervorgegangenen Künstler schufen, unbekümmert um die Werke der klassischen Kunst, eine eigene, primitive Malkultur. Sie malten, was sie täglich vor Augen hatten: ihr Dorf, einen Bauernhof, den Alpaufzug, weidende Kühe oder Geißen auf grünen Rasenbändern zwischen den Felszacken. Dabei stellten sie alles genau so dar, wie sie es sahen, ohne die Gesetze der Perspektive zu berücksichtigen.



Geschnitztes Butterfaß

In ähnlicher Weise entwickelte sich auch die Holzschnitzerei in der besonderen Form der Weißkühferei. Es handelt sich dabei um die Herstellung und Verzierung von Geräten, die in der Hand des Bauern Verwendung finden. Bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts scheinen die Sennerei-Gerätschaften unverziert gewesen zu sein. Dann kam die Ausschmückung durch Kerbschnitzerei auf, die namentlich zur Zeit der Molkenkuren einen starken Aufschwung erlebte.

Wie die Geräte für die Milchwirtschaft, die Zierstücke für das bäuerliche Brauchtum und die Bestandteile der Sennentracht ihrer speziellen Ausführung wegen nur von Einheimischen angefertigt werden können, so ist dies aus den gleichen Gründen auch bei der Tracht der Frauen der Fall. Dieses Ehrenkleid der Heimat ist besonders bei uns vielgestaltig und schmuck wie wenige Trachten in der Schweiz. Die hier geübte Prachtsentfaltung – wie sie z.B. an der Fronleichnamsprozession besonders zur Geltung kommt – ist Ausdruck des sehr stark entwickelten Schönheitssinnes, den sich die Appenzellerin bei der traditionellen Heimarbeit, der Handstickerei, erworben hat. Diese Hausindustrie ist ausschließlich am Fuße des Alpsteins beheimatet. Auf Grund jahrhundertelangen Verbundenseins mit anspruchsvollen Textilarbeiten ist die Kunstfertigkeit ererbt, und da sich zur Geschicklichkeit der Hand noch die Freude an dieser echt fraulichen Betätigung gesellt, vermögen hochqualifizierte Stickereierzeugnisse zu entstehen, die nirgends in der Welt übertroffen werden.

Mit in diesen Gewerbefleiß gehört aber auch die Tätigkeit des Alpsteinbauern, dem nur ein engbegrenzter Raum für seine landwirtschaftliche Regsamkeit zur Verfügung steht. Daß diese Beengtheit die junge Generation zum großen Teil zum Auswandern zwingt, ist wohl begreiflich, kann doch lediglich die Hälfte der Bevölkerung von der Bearbeitung des Bodens leben. Des Bauern Stolz aber ist, nur Qualitätsarbeit zu erzeugen.



Photo Manser

gen, und dies in der Braunvieh- und Schweinezucht und in der Butter- und Käsebearbeitung. Damit trägt auch er zum bescheidenen »Wohlstand« als Kleinbauer Großes bei.

-o-

Eine Wandlung

Die Lage des kleinen Appenzell Innerrhodens, das zwischen Berge und Hügel eingebettet ist, hat Land und Volk in verschiedener Hinsicht sein besonderes Gepräge verliehen. Die Nähe des Alpsteins, Bodengestalt und Bodenform, sein rauhes und feuchtes Klima drängten den Innerrhoder Bauer immer mehr zur Gras- und Alpwirtschaft und Viehzucht. Abseits der großen Verkehrsadern, kam Appenzell Innerrhoden zu Beginn des 19. Jahrhunderts für den aufstrebenden Handel und die Industrie nicht in Frage. Und doch hatte es einen ansehnlichen Bevölkerungsüberschuß, der auch zu leben das Recht hatte. Außer den Kleinhandwerkern, Wirten und Krämern des Dorfes Appenzell gab es im Lande nur Bauern. Im Sommer hatten diese für ihre jungen Leute beiderlei Geschlechts genug Arbeit im Tal und auf den Bergen. Doch mit dem Spätherbst kamen die Tage des Müßiggangs, der Entbehrung und oft der Not.

Wohl fand zu Anfang des 19. Jahrhunderts die Handstickerei als Heimindustrie ihren Eingang, doch war damit nur der weiblichen Jugend in etwas geholfen. Die männliche Jugend wußte nicht wo aus, wo ein. Niemand hatte Arbeit für sie, und niemand führte sie einem Beruf zu. Selbst das Aufblühen einiger Molkenkurorte, wie Gontenbad und Weißbad (in Außerrhoden vor allem Gais), verbesserten die Existenz nur einiger weniger im Sommer. Im Winter waren die Burschen wieder dem Nichtstun preisgegeben.

Und doch ging durch diese Molkenkuren ein Stern am Himmel auf. Bedeutende Ärzte und Professoren des Auslandes verkündeten das Lob der Schotte und empfahlen sie wegen ihrer leicht abführenden, magenstärkenden Wirkung. Das war das Signal für junge, unternehmungsfreudige Innerrhoder. Wie die Zugvögel flogen sie mit dem Erwachen des Frühlings in die verschiedensten weltberühmten Kur- und Badeorte Deutschlands und Österreichs, um dort die Molken einzuführen und auszuschicken. Unter Molken verstehen wir die aus dem selbstbereiteten Käse zurückbleibende Schotte, weshalb dieser Berufszweig die Schöttler genannt wurde. Die freundlichen

Appenzeller wurden gut aufgenommen, und die Schotte wurde fleißig getrunken, so daß die Schöttler im Herbst mit schönem Gewinn heimkamen. Immer mehr Unternehmungslustige suchten eine solche Molkenkur zu eröffnen. Bald waren es deren 70, denn nicht nur in den Bade- und Kurorten ließen sie sich nieder, sondern auch in den größeren Städten mit Parkanlagen. Mit jedem Frühling zogen die Schöttler mit ihren schönen, braunen Kühen und weißen Ziegen in die Fremde. Allmählich benötigten sie auch Arbeitskräfte, wie Kellnerinnen zum Ausschenken der Schotte und Mägde und Knechte. Als die kunstbeflissenen Frauen der Schöttler in ihrer bunten Tracht am gleichen Ort Stickereigeschäfte eröffneten, sahen sie sich gezwungen, auch Stickerinnen anzustellen. So setzte im Lenz jedes Jahres ein Ausfliegen nach allen Himmelsrichtungen ein. Dies brachte dem Ländchen eine fühlbare Entlastung des Arbeitsmarktes. Bei der kargen Schulbildung brachte der Aufenthalt im Ausland eine spürbare Weitung des Horizonts.

Mit der kühleren Jahreszeit kehrten dann die Schöttler, nachdem sie ihr Vieh im Gastland verkauft hatten, mit prall gefüllten Geldsäcken nach Hause, und auch die heimkehrenden weiblichen Arbeitskräfte freuten sich ihres schönen Verdienstes, während mancher Knecht in der Fremde blieb, weil er doch daheim den Winter über keine Verdienstmöglichkeit sah. Dort in der Fremde arbeitete er als »Schweizer«, was soviel wie Kühni heißen will, bei kleinern und größern Grundbesitzern. Diese »Schweizer« waren bald sehr beliebt und begehrt, weil sie zuverlässige, saubere und treue Tierbetreuer waren, und mancher legte sich den Grundstock für sein späteres Glück. Mit dem Ersparnen eröffnete er in der Fremde eine Schöttlerei, und die junge Frau betrieb daneben ein Stickereigeschäft. Als dann mit der Jahrhundertwende die Molkenkuren ausgingen, entstanden daraus Milchkuranstalten, die das ganze Jahr ihre Kunden mit

Milch in Flaschen und Kannen belieferten. Damit hatten sie sich in der Fremde seßhaft gemacht. Mit ihren Mägden und Knechten aus der Heimat bildeten sie oft ein Stück Heimat auf fremdem Boden, blieben so mit dem Vaterland verbunden und warben für Achtung des Schweizervolkes. So ging es bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges.

Durch den europäischen Feuerbrand hörte diese gute Zeit auf. Viele Appenzeller, Selbständige und Unselbständige, sahen sich gezwungen, in die Heimat zurückzukehren, und was sie in vieljähriger Arbeit erworben hatten, zerrann durch die Inflation. Daß durch diese Umstände die Abwanderung aufhörte, ist begreiflich.

Doch, wohin mit den jungen Leuten?

Durch die Abwanderung der Ausländer bei Ausbruch des Krieges erwachte allgemein der Wunsch und das Interesse, die Lücken durch eigene Leute zu füllen. Und in Appenzell selber hatte man, da auch die Handstickerei eine gewaltige Krise erlebte, aus der einseitigen Berufsschichtung doch auch gelernt, so daß nun verschiedene Väter und Mütter auch den Wert anderer Berufe erkannten und gelten ließen. Damit war nun der Boden geebnet, daß mancher Bub und manches Mädchen entsprechend seinen Anlagen, seiner Eignung und Neigung den Beruf wählen und lernen durfte. Auch die Behörden nahmen sich der Sache an. Es wurde die Berufsberatungsstelle eingeführt und die Berufsbildung von Seiten der Behörden wie Privater durch Beiträge unterstützt.

Vor allem setzte sich die Lehrerschaft schon seit Jahren intensiv für Jugend und Volk ein, um die Grundlagen für die verschiedensten Berufe zu schaffen und zu bieten. Darum forderte sie unentwegt vermehrte und bessere Schulbildung. Was man vor Jahren noch für unmöglich hielt, ist durch die Verhältnisse reif geworden. Das Interesse für eine bessere Schulung ist da. Die Schulfreundlichkeit nahm erfreulich zu. Die Ganztagschule wird zur Wirklichkeit,

und der Zustrom zur Sekundar- und Realschule nahm ungeahnte Formen an. So hoffen wir, daß alle Anstrengungen aus der früheren Einseitigkeit führen und das angestrebte Ziel: charakterfeste, tüchtige und sittlich starke Menschen, erreichen lassen.

—g

Volkskundliches

Jedes Volk oder Völklein hat irgendwo seinen geschichtlichen Ursprung, seine urtümlichen Charakterzüge und hält diesen entsprechend alte Sitten und Gebräuche in Ehren und sucht dieses Erbgut der Stammbevölkerung immer wieder der neuen Generation weiterzugeben und den Sinn dafür wachzuhalten. Unter den 25 »Familien der Schweiz« sind wohl die Innerrhoder noch am besten ein mehr oder weniger einheitlicher, geschlossener Volkskörper geblieben. Dementsprechend hat sich im Schmuck und Brauchtum viel urtümliches Kulturgut erhalten. In keinem Kanton wird z.B. von den Männern, groß und klein – speziell auf dem Lande mit ausschließlich bäuerlicher Bevölkerung – so allgemein verbreitet und mit soviel gesundem Stolz die farbenreiche Landestracht getragen, wie von den Appenzellern, von den in Glanz und Seide strahlenden weiblichen Schönheiten gar nicht zu reden. Als besondere Zutaten trägt der Appenzeller Senn seine silber-vergoldeten »Ohre-Schueffle« (nachgebildete Rahmschaukel), seinen Delphin als Glücksbringer, die Sennenkette mit den sechs Glöcklein zum Vertreiben der bösen Geister und den Sennenring, dem bannende Kräfte zugeschrieben wurden. Aber nicht nur der Senn, auch die »Sennerin« – sie kann ja ebenso gut kunstvoll geübte Stickerin sein – besitzt ihre Spezialitäten. An der farbenfrohen Tracht fällt die Bruechlikette besonders auf, an deren beiden Enden ein mandelförmiges Filigran (ursprünglich geschliffene farbige Glassteine oder Bergkristalle) herabhängt und getragen ward als Abwehr gegen den bösen Blick. Ein ähnlich zierendes

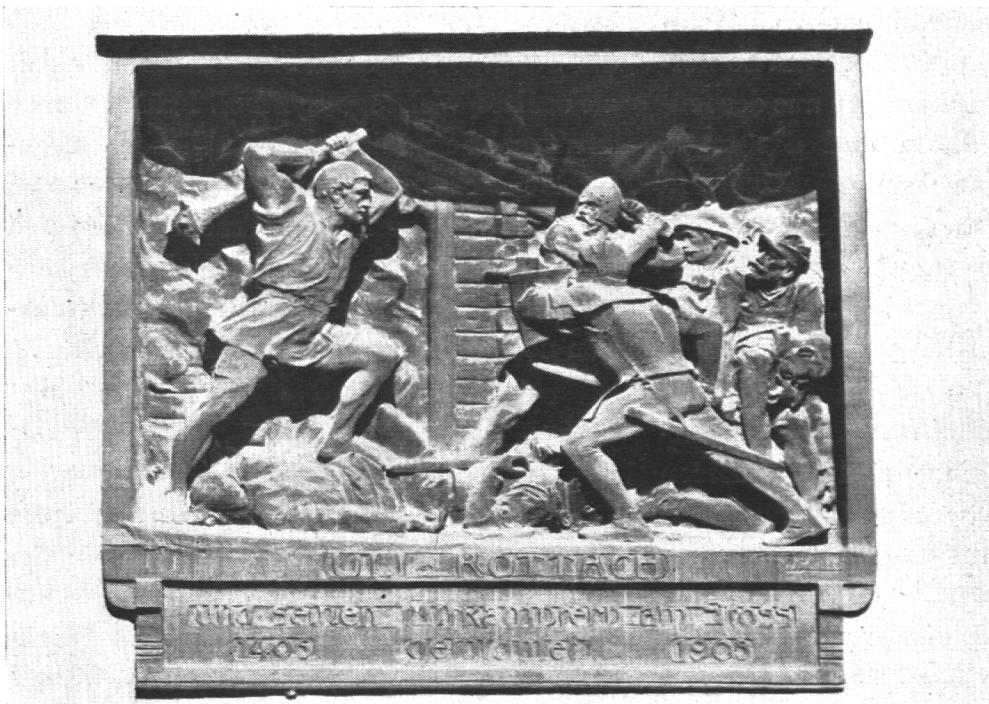
Silberfiligran bildet das Endstück der über die Schürze fallenden Silberkette und galt als uraltes Weissage-Symbol. Früher wurde zur Tracht ein mit goldenen Eicheln durchsetztes Korallenhalsband getragen, wobei die Eichel als Symbol der Fruchtbarkeit und des Reichtums gegolten hat. Nebst der Zierde wurden oft den einzelnen Schmuckstücken noch magische Kräfte zugeschrieben.

-o-

Geschichtlicher Abriß

Wenn jetzt die Appenzeller in die Täler ziehen, so geschieht es nicht mehr mit der Hellebarde und dem Morgenstern wie vor rund 550 Jahren, sondern mit den Werkzeugen des Friedens, außer wenn es gilt, mit dem Degen an die Landsgemeinde zu ziehen, um unter Gottes freiem Himmel als freier Mann über des Landes Wohl zu raten und zu taten. Etwas von dem alten Trotze, der Selbstherrlichkeit und dem Übermut ist aber immer noch geblieben, wenn auch diese Naturanlage nur in Scherz und Spitzreden sich äußert. Noch immer sind die Appenzeller resolute, zu unerwarteten Streichen aufgelegte Leute, wie in jener Zeit, als sie – ein kleines Hirtenvölklein mit der Sehnsucht nach Friede und Freiheit im Herzen – den Kampf mit den an Zahl und Kriegsübung weit überlegenen Heerscharen des Abtes von St.Gallen und Österreichs aufnahmen und siegreich durchführten. Des äbtischen Joches und der rechtlichen Benegtheit überdrüssig, legten sie die Burgen des Landes in Schutt und Asche, was zum Signal des allgemeinen Aufstandes der Appenzeller ward, der jenen siebenjährigen Krieg auslöste, der schließlich nach vielen Opfern und Rückschlägen mit dem Eintritt des kühnen Bergvolkes in den Bund der Eidgenossen endigte. – Die Schlacht am Stoß vor genau 550 Jahren war die letzte große Waffentat der Appenzeller. Doch sollte in der Folge noch eine Krisis über dasselbe hereinbrechen: jene religiös-reformatorische Bewegung, welche die gesamte Eid-

Gedenktafel
Uli Rottach in
Appenzell



genossenschaft auf mehrere Jahrhunderte in zwei feindliche Lager spaltete, bis unter dem Banner unserer modernen demokratischen Freiheit die zerklüftete Eidgenossenschaft der 13 Alten Orte zum kräftigen Schweizerbund erstarkte. Im 17. und 18. Jahrhundert machte sich weiters auch hierorts der aristokratische Charakter der Zeit geltend. Auch hier beherrschten einige wenige Familien, wie die Geiger und Sutter, das politische Leben. Der bekannte Innerrhoder »Handel« war die Affäre des Landammanns Sutter, der 1784 nach einem überaus häßlichen Parteikampf hingerichtet wurde. – In der eidgenössischen Politik spielte Innerrhoden naturgemäß eine geringe Rolle. Der Umstand, daß es an der Tagsetzung nur eine halbe Stimme abgeben konnte, schwächte seine Stellung. Zwar wirkte Innerrhoden bei den Bündnissen der katholischen Orte meist mit, ohne aber stark hervortreten. Vielmehr machte sich bei den Innerrhodern im 18. Jahrhundert eine Erschlaffung des Wehrwillens geltend, so daß sich 1798 die Abwehr gegen die Franzosen ebenfalls auf einige kraftlose Manifestationen beschränkte. Nach der kurzlebigen Helvetik, in der Innerrhoden ein Di-

strikt im Kanton Säntis war, erlangte es 1803 wieder die Selbständigkeit.

Die Geschichte unseres Ländchens abseits der großen Heerstraßen spiegelt in mancher Beziehung das Schicksal des ganzen Schweizerlandes wider: am Anfang der Landesgeschichte steht eine glorreiche Befreiung von fremder Herrschaft und Willkür, eine Befreiung, die ebenso sagenumwoben ist wie diejenige der Urschweiz. Kaum zur Selbständigkeit innerhalb der Eidgenossenschaft gelangt, verursacht die Reformation eine Spaltung, die ähnliche Wirkungen auslöst wie in der gesamten Schweiz. Und die weitere Entwicklung zeigt ebenfalls das Bild, das wir von der neueren Schweizergeschichte kennen: aus den Helden von Vögelinsegg und Stoß sind friedliche Bauern, Handwerker und Kaufleute geworden, die bis heute Recht und Freiheit, soziales Verständnis und Menschenwürde zur Ehre des ganzen lieben Ländchens am Alpstein zu wahren wußten.

-0-

Das ist der wahre Humanismus, alles im Kinde zu achten, nichts zu zerstören, was gebraucht, gerettet, geheiligt werden kann.

DANIÉLOU